

Fred Grenkowitz

# Von Tegel über Indochina nach Berlin

Lebenserinnerungen



**Fred Grenkowitz**

**Von Tegel  
über Indochina  
nach Berlin**

**Heimdall Verlag**  
Digital Edition 

---

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

**Heimdall Verlag**  
Digital Edition 

---

Hergestellt in Deutschland • 4. Auflage 2010

© Heimdall Verlag, Devesfeldstr. 85, 48431 Rheine,  
[www.heimdall-verlag.de](http://www.heimdall-verlag.de)

© Alle Rechte beim Autor: Fred Grenkowitz

Satz: Heimdall DTP-Service, Rheine

Coverfotos: © Fred Grenkowitz, © fotolia.de

ISBN: 978-3-939935-48-3

## *Vorwort*

Der Büchermarkt ist überschwemmt mit Literatur. Leben werden vermarktet, Ansichten und Einsichten erfunden oder kolportiert. Ein Literaturhungriger muss sich beraten lassen, was es für ihn Lesenswertes zu kaufen gibt.

Trotz dieser Wertung kam mir zu einem bestimmten Zeitpunkt die Idee, für meine Verwandten und Freunde mein Leben darzustellen. Und nun bin ich sogar zu der Ansicht gekommen, dass es auch ein Buch sein kann – für andere Interessierte.

Vom Kleinkind zum Hitlerjungen, später zum Leichtmatrosen und dann zum Fremdenlegionär – darüber habe ich geschrieben.



*Es ist das Jahr 2008. Ich habe aus meinem langen Leben von über 79 Jahren einiges erzählt. Wie viele Jahre mir noch vergönnt sind, weiß ich nicht. Die mir noch verbleibende Zeit will ich nutzen.  
Ich blicke zurück:*

## *Es begann in Tegel*

**E**s ist Sonntag, der 17. März 1929. In der Wohnung meiner Großeltern mütterlicherseits in Berlin-Tegel, Havelmüllerweg 16, erblickte ich gegen Abend das Licht der Welt.

Durch die am 14.9.1929 erfolgte Eheschließung meiner Eltern wurde aus meinem Namen Scholle der Name Grenkowitz.

Zum Zeitpunkt meiner Geburt befand sich mein Vater auf der Polizeischule Brandenburg. Als er seinem Hauptmann die Geburt seines Sohnes mitteilte, habe dieser zu ihm gesagt: »Nun komm, Vater Staat und zahle.« Darauf soll mein Vater geantwortet haben, dass er für sein Kind auch allein aufkommen könne und nicht der Staat. Er kündigte. Alle Versuche seines Chefs und seiner Polizeikameraden, die Kündigung zurückzunehmen, schlugen fehl. Er ging in die Arbeitslosigkeit, anstatt in den Polizeiberuf.

Mein Vater wurde am 24.11.05 als 15. Kind seiner Eltern Wilhelmine und Josef Grenkowitz in Danzig-Langfuhr geboren. Sein Vater war Zimmerer. Er wollte, dass sich sein jüngster Sohn Artur ebenfalls mit einem holzverarbeitenden Beruf befassen sollte. Er zwang ihn, den Tischlerberuf zu erlernen. Einen Beruf erlernen zu müssen und dann die Gesellenprüfung mit einer Eins zu bestehen, empfinde ich auch heute noch als eine tolle Leistung.

Meine Mutter, Erika Grenkowitz, entstammt einer Familie, in der sehnlichst ein Sohn erwartet wurde. Als dann ein junger Otto geboren wurde, waren mein Großvater Otto Scholle und seine Frau Luise

sehr glücklich. Leider starb der kleine Otto sehr schnell.

Bei weiteren Geburten meiner Großmutter (Hausgeburten) fragte mein Großvater danach die Hebamme: »Wasser oder Wein?« Sie konnte immer nur: »Wasser« (Töchter) antworten. Daraufhin soll mein Großvater immer enttäuscht weggegangen sein, ohne seiner Frau die notwendige Beachtung zu schenken.

Meine Großeltern mütterlicherseits hatten sechs Töchter. (Das reichte im Dritten Reich aber immer noch zu der Auszeichnung »Das Goldene Mutterkreuz«, was meine Oma väterlicherseits mit fünfzehn Kindern natürlich auch erhielt.) Bei ihrer Feststunde mit der Verleihung des Mutterkreuzes war ich als Kind mit anwesend.

Luise und Otto Scholle – die Eltern meiner Mutter – wohnten in Berlin in der Lehrter Straße 34, 2. Etage Vorderhaus – vorher in der Wilsnacker Straße.

Kurz vor Kriegsende wurde in der Lehrter Straße nur dieses eine Haus zerstört. Meine Großeltern zogen dann in die Straße Alt-Moa-bit 110 als Untermieter ein.

Mein Großvater arbeitete im Robert-Koch-Krankenhaus als »Mädchen für alles«. Damit er sich ab und zu mal ein Bier von Tante Hannchen im Lokal einige Häuser weiter leisten konnte, verdingte er sich für die Sonntage als Nachtwächter und bekam dafür acht Reichsmark.

Da er nicht mehr so gut sehen konnte, fuhr er mit seinem Fahrrad durch die verdunkelten Straßen und landete im Westhafen. Beide wurden aus dem Wasser gezogen.

Die Wohnung meiner Großeltern war recht groß, der Balkon voll schöner Geranien. Im Wohnzimmer über dem Sofa hing lange Zeit das Bild »Jesus auf dem Ölberg«.

Als die Verbindung ihrer jüngsten Tochter Uschi mit einem langen Soldaten der SS-Leibstandarte »Adolf Hitler« feste Formen annahm, verschwand das Jesusbild im Keller. Neben dem schönen Ofen mit

Sims wurde eine Säule aufgestellt. Auf ihr war bis zum Kriegsende die Büste Adolf Hitlers zu bewundern. An der Wohnzimmertapete dahinter prankten viele WHW-Abzeichen (Gliederungen der NS-DAP sammelten mit Büchsen Geld ein und vergaben dabei kleine Abzeichen des Winterhilfswerkes der verschiedenartigsten Motive.)

Anfang der fünfziger Jahre waren das Ehepaar Uschi und ihr Mann immer noch Anhänger des Nationalsozialismus. Diesmal hieß ihr »Führer« Generalmajor Remer, der nach dem Attentat auf Hitler 1944 in Berlin von sich reden machte und »Ruhm und Ehre« errang. Später war er Vorsitzender der »Sozialistischen Reichspartei«, die verboten wurde.

Wenn ich aus der schönen großen lichten Wohnung dieser Großeltern in die meiner anderen Großeltern in die Grünberger Straße 46, Quergebäude Parterre links, kam, waren der Wohnraum und die Küche meist dunkel. Es wurde selten die Lampe angemacht. Zuerst fühlte ich mich als Kind etwas gruselig, doch wenn Besuch da war, meistens ihre Tochter Mariechen aus Springeberg bzw. Woltersdorf bei Erkner, die sich hingebungsvoll um ihre Eltern kümmerte, habe ich viele angenehme Stunden in der Dunkelheit verbracht. Ich saß eingequetscht zwischen anderen Verwandten auf dem Sofa und lauschte dem, was die Verwandten zu sagen hatten.

Meine Großeltern stammten im weitesten Sinne aus der Danziger Ecke ab. Mein Vater war der Lieblingssohn seiner Mutter.

Mein Großvater Josef, der erst nach dem Krieg 1945 in Springeberg bei seiner Tochter Maria Bauditz wohnte und starb, hatte also einen Bismarck, Kaiser Wilhelm den II., die Weimarer Republik, das Dritte Reich mit Generalfeldmarschall von Hindenburg und Adolf Hitler und nach Kriegsende 1945 noch die Russische Besatzungsmacht erlebt (der hätte ein Buch schreiben können).

## *Meine Kindheit*

Meine Mutter liebte ich über alles (Mama Eka). Vor meinem Vater hatte ich meistens Angst. Er hatte für meinen Körper eine zu große kräftige Hand, und ich kann mich noch daran erinnern, wie er mich zu Beginn des Krieges, als die Straßen schon verdunkelt werden mussten, zum Einkaufen schickte – ich glaube, es war eine Reichelt-Filiale in der Grünberger Straße – ich legte ihm das Geld auf den Tisch und die eingekaufte Ware, und er sagte: »Da fehlt beim Geld etwas. Los, zurück! Und du kommst mir nicht ohne das fehlende Geld wieder!« Aufgeregt rannte ich die Grünberger Straße in Richtung Warschauer Straße und eigentlich auch schon voller Angst vor meinem Vater. Da hörte ich es unten in meiner zugebundenen Skihose klimpern. Ich hatte ein Loch in der Tasche und das fehlende Geld war durchgerutscht. Gott sei Dank, dachte ich. Doch welch' ein Irrtum!

Mein Vater dachte, ich hätte ihn vorher angeschwindelt, und dafür wollte er mich jetzt bestrafen. Er hatte neben seiner großen Hand auf dem Küchenschrank ein ziemlich dickes Schlauchende zu liegen. Er schlug mich mit der Hand und mit dem Schlauch über meinen ganzen Körper. Vor lauter Angst konnte ich schon nicht mehr schreien.

Als meine Mutter spät abends vom Dienst kam, machte ich im Korridor kein Licht an, weil ich wusste, wie ich aussah. Mutti sagte: »Was ist los, Fredi?« Sie knipste das Licht an. Ihr Gesicht war äußerst entsetzt. Sie rief zu meinem Vater: »Ich gehe mit dem Jungen zum Doktor.« Der hatte seine Praxis schräg gegenüber in einer Privatklinik, und war für meine Großeltern und uns das, was man Familienarzt nennt.

Mutti weinte, als sie mich »vorstellte«.

»War das dein Mann?«, fragte der Arzt. Mutti nickte wortlos. »Wenn ich eure Familie nicht so gut kennen würde,« sagte der Doktor, »würde ich jetzt gegen Artur bei der Polizei Anzeige wegen Kindesmisshandlung erstatten.«

Auf gut deutsch hatte mich mein Vater zusammengeschlagen. Ich bekam Angst vor ihm, ja, ich fing an, ihn zu hassen.

### *Von Tegel in die Fliederstraße nach Ost-Berlin*

Soweit ich mich erinnern kann, verlebte ich meine Kindheit bis ca. 5 ½ Lebensjahre bei meinen Großeltern mütterlicherseits in Berlin Tegel. Die Umgebung in Tegel war landschaftlich schön. Nicht weit vom Havelmüllerweg war ein Kanal, dann viel Wald. Es war eine für mich unbeschwerte Zeit. Irgendwann nannte mich ein Mieter des Hauses, in dem meine Großeltern wohnten, aus irgendeinem Grund, »Du kleines Ekelpaket«. Daraufhin sprach ich einen Herren einmal an mit: »Du bist ein Ekelpaket.« Ich wusste natürlich nicht, dass dieser Mann nach dem Ende des zweiten Weltkrieges meine Tante Lisa heiraten würde. Ihr erster Mann ist im Krieg gefallen. Bei dem »Ekelpaket« handelte es sich um Onkel Ewald, zu dem ich bis zu seinem Tode ein freundschaftliches Verhältnis hatte.

Ich hatte lange blonde Haare wie ein Mädchen. Meinem Vater passte das nicht. Ich fand mich sicher sehr schön. Das fand auf einem Spielplatz, nicht weit von der Wohnung meiner Großeltern, ein älterer Mensch wohl auch, der mich an die Hand nahm und in Richtung Wald mit mir losging. Bald darauf hörte ich meine Großmutter laut rufen: »Fredri bleib stehen!« Ich soll dann auch fröhlich zurückgewinkt haben und bin mit dem Menschen weitergegangen. Meine Oma keuchte hinterher. Meinem Entführer wurde die Lage wohl zu

mulmig. Er ließ mich stehen und suchte das Weite. Großmutter klärte mich danach auf, nie mit fremden Menschen mitzugehen.

Das war das einzige Negativerlebnis im Bereich meiner Großeltern, das ich nicht mehr im Gedächtnis hatte, als sie es mir erzählten.

Kurz vor meinem sechsten Lebensjahr schlug auch für mich der Ernst der Stunde. Meine Eltern holten mich aus Tegel in die Stadt, da ich ja bald zur Schule kommen sollte. Der Kontrast der elterlichen Wohnung zur Wohnung meiner Großeltern war sehr groß und für mich schlimm. Wir wohnten in einem Haus in der damaligen Fliederstraße, die von der Gollnowstraße abging. Im Treppenhaus und in der Küche brannte Gaslicht. Der Flur war dunkel. Die Wohnung meiner Eltern bestand aus der Küche, die direkt vom Flur aus zu erreichen war, einem Zimmer (Wohnraum und Schlafzimmer) und einem WC, natürlich ohne Badewanne. Ich empfand die elterliche Wohnung räumlich als sehr bedrückend und eng.

Später in meinem Leben hatte ich Obdachlosenwohnungen gesehen, die räumlich größer waren.

In der Straße schräg gegenüber hatten meine Tante Charlotte und ihr Mann Ewald mit ihren Kindern Uschi und Wolfgang eine Portierstelle. Das ganze räumliche Umfeld dort ist mir sehr negativ und ärmlich in Erinnerung.

Neben meiner Mutter war der einzige Lichtblick meine Lehrerin in der 161. Volksschule in der Georgenkirchstraße.

Das erste Zeugnis vom 11. Oktober 1935 enttäuschte mich sehr, da es nicht die von mir erwartete Benotung, sondern nur einen Gesamtbericht zum Inhalt hatte, den mir mein Vater vorlas, als ich mit Masern krank im Bett lag. Der Gesamtbericht lautete: »Fred ist ein begabter Junge, der gute Leistungen aufzuweisen hat. Sein allzu lebhaftes Wesen macht sich im Unterricht etwas störend bemerkbar.«

Meine Erinnerungen an diese Zeit meiner Kindheit sind nicht sehr positiv. Diese Wohnlage im wohl untersten Milieu Berlins, der ge-

ringe Verdienst meines Vaters und das mir fehlende Umfeld meiner Großeltern, sowie meine nunmehr kurzgeschnittenen Haare gehörten zu den ersten negativen Eindrücken meiner Kindheit, an die ich mich noch heute erinnern kann.

*Drei kleine Erlebnisse dieser Zeit habe ich noch im Gedächtnis:*

*Erstes Erlebnis:*

Am Heiligen Abend 1935 holte mich meine Mutter in das Wohn-/Schlafzimmer. Meine Blicke gingen zu den brennenden Kerzen am Tannenbaum. Darunter standen auf dem Tisch drei bunte Teller. Sonst nichts! Mutti sagte zu mir: »Fred, du weißt, dass Papa zur Zeit noch nicht gut verdient. Das ist alles, was wir Dir schenken können.« Meine Augen füllten sich bei diesen Worten mit Tränen. Mutti bekam Mitleid und sagte: »Na, guck doch mal rasch nach rechts.« Ich tat es mit tränenumflorten Augen und einem enttäuschten Gesicht. Ich sah auf ein riesengroßes, wunderschönes Kasperletheater. Der Vorhang war aus grauem Stoff mit rotgoldenen Litzen besetzt. Auf der Bühne saßen fünf Kasperlepuppen, im Hintergrund eine wunderschöne Waldkulisse. Papa hatte sie gemalt. Ich war entzückt, die Tränen versiegt, der Heiligabend gerettet.

Ich bekam dann noch ein kleines Dorf geschenkt mit zahlreichen Häusern und einer Kirche.

Alle diese Sachen wurden in der Werkstatt meines Großvaters in der Grünberger Straße 46 von meinem Vater und Opa hergestellt.

*Zweites Erlebnis:*

Die Kinder in der Fliederstraße wollten irgendwann im darauffolgenden Jahr (Es war das Jahr der Olympiade 1936 in Berlin) ein Wettrennen veranstalten. Wir hatten keine Olympiamedaillen, also mussten Preise her. Großzügig, wie ich manchmal schon in meiner Kindheit war, erinnerte ich mich des geschenkten Dorfes. Ich holte es auf die Straße zu meinen Spielgenossen, und die Häuser des ge-

schenkten Dorfes waren dann die Siegesprämien. Als meine Mutter abends von der Arbeit kam, sie war Krankenschwester zu dieser Zeit, stellte sie sehr schnell fest, dass mein Dorf nicht mehr in der Spielkiste lag. Ich beichtete ihr meine Sünde. Sie erfragte von mir, wer die Gewinner unseres Sportfestes waren, wo sie wohnten und ging dann gleich zu den Eltern meiner Spielgefährten. Es gelang ihr, das Dorf zurückzuerobern. Sie sagte damals zu mir: »Papa wäre sehr enttäuscht gewesen, wenn er gesehen hätte, wohin sein Dorf gegangen ist.«

### *Drittes Erlebnis:*

Einer meiner Spielgefährten und ich hatten irgendwann Appetit auf Schnecken und Amerikaner. Was war also zu tun, um in den Besitz derselben zu gelangen?

Ich ging zu unserem Bäcker in die Gollnowstraße und flunkerte ihm vor, dass ich im Auftrag meiner Mutter einige Schnecken und Amerikaner kaufen sollte. Mutti komme später und bezahle alles.

Dieses Kunststück gelang mir noch ein- bis zweimal. Dann erfuhr meine Mutti bei einem Einkauf von meinen Sünden. Sie bezahlte meine Schulden und hielt mir eine freundliche Gardinenpredigt. Papa erfuhr natürlich nichts.

Der Ehrlichkeit halber möchte ich noch erwähnen, dass wir in der Gollnowstraße oft jüdische Geschäftsleute geärgert haben. Es fällt mir ein Händler ein, der ein Geschäft im Keller hatte. Vor dem Eingang zu seinem Geschäft auf dem Gehweg wurden einige Sachen feilgeboten, darunter auch Matze. Das waren tellerartige, pufferähnliche Gebäckstücke, die eigentlich nach nichts schmeckten. Wir Jungs und Mädchen wollten aber trotzdem, ohne zu bezahlen, diese Dinger haben. Einige von uns gingen auf den Hof und riefen von dort aus in den Keller: »Jude Itzig Lebertran, hat'n Arsch voll Marzipan!« Als der Händler das hörte, war er natürlich wütend, rannte auf den Hof, um einige Übeltäter zur Rede zu stellen. Das war dann der Moment, in dem der Rest unserer kleinen Räuberbande dem Geschäftsmann

einige Scheiben Matze von dem Stapel stahlen – klauten, sagten wir damals.

Unsere kleinen kriminellen Handlungen stellten wir bald darauf schnell ein, als wir merkten, die Matze schmeckt nach nichts.

### *Unsere neue Wohnung in der Grünberger Straße 52*

Nach dem 27. März 1936 zogen meine Eltern mit mir aus der Fliederstraße fort. Es ging dann in die neue Wohnung Grünberger Straße (vormals Romintner Straße) Nummer 52. In unserem Nebenhaus Grünberger Straße 50 befand sich unter anderem das Unternehmen »Otto Zeiger – Fabrik für gelochte Bleche«.

Unsere neue Wohnung befand sich im Quergebäude, Parterre rechts. Von Luxus keine Spur. Sie war zwar größer als die in der Fliederstraße, hatte aber auch nur Stube und Küche und eine Toilette, natürlich ohne Bad. Ich durfte in der Küche auf einem Klappbett, das am Tage wie eine Couch dekoriert war, schlafen.

In dieser Wohnung erblickte meine Schwester Karin am 26. November 1938 das Licht der Welt. Ich hörte ihre Geburt in der Küche. Mir war unheimlich, denn das Schreien meiner Mutti drang zu mir bis in die Küche.

In diesem Quergebäude wohnten noch einige Kinder, so Eva und Gisela im Parterre neben uns. Die Mutter der beiden Mädchen flüchtete bei Gewitter vor Angst immer in die Wohnung meiner Eltern. Der Vater der beiden Mädels ließ sein Leben im zweiten Weltkrieg in der Sowjetunion.

Ein paar Etagen höher wohnten die Geschwister Heinz und Helga. Heinz war ungefähr in meinem Alter. Auch er gab kurz vor Kriegsende sein Leben »Für Führer, Volk und Vaterland«.

Ich erinnere mich außerdem noch an den kleinen Peter, der bei

seiner Mutter lebte. Im Seitenflügel wohnte dann noch Edith, ungefähr in meinem Alter. Ich erinnere mich noch an ein paar andere Kinder in der Grünberger Straße, nämlich in der Nummer 38 an ein Mädchen namens Anita, deren Vater Chauffeur des Direktors der Dresdner Bank war, der sich nach Kriegsende beim zuständigen Polizeirevier in der Grünberger Straße melden musste. Von dort aus verschwand er in das nun von den Russen geleitete Konzentrationslager Sachsenhausen. Ihre Familie waren die einzigen in meinem Umfeld mir bekannten Bewohner, die damals schon einen Telefonanschluss hatten und deren Tochter Anita auf einem Klavier die »Schule des jungen Pianisten« erlernen durfte. Sie war für mich in meiner Kindheit meine platonisch erste Liebe. Mehr ist nie daraus entstanden.

Egon und Günter wohnten in der Grünberger Straße 48 und ein weiterer Spielgefährte Kurt im Haus Nummer 46. Nach dem Krieg rempelte mich dieser Kurt etwas unhöflich an und teilte mir mit, dass sein Vater aus einem Konzentrationslager entweichen konnte (Ich war wohl für ihn als ein ehemaliger Jungzugführer bei den Pimpfen/DJ in der HJ-Fähnlein 10, Bann 21, ein verantwortlicher Nazi.).

Dann erinnere ich mich noch der Kinder Helga und Rudi in der Grünberger Straße 40.

Meine Großeltern väterlicherseits Josef und Wilhelmine Grenkowitz wohnten in der Grünberger Straße 46, Quergebäude Parterre links. Meine Großmutter hatte viele Jahre Angst, in die Öffentlichkeit zu gehen, da sie irgendwann einmal fast von einem Taxi angefahren wurde. Im Nebenhaus Grünberger Straße 48 wohnten Freunde meiner Eltern.

In der Volksschule in der Lasdehner Straße hatte ich einen Lieblingslehrer mit Namen »Klein«. Einige Lehrer aus dieser Schule im damaligen Bezirk Horst Wessel, jetzt Friedrichshain, mit dem Rektor sind mir noch in guter Erinnerung.

Wenn ich mich an meine Kindheit zurückerinnere, ist es die Grünberger Straße, in der ich sie überwiegend verbrachte.